

Alexander

Autor(en): **Mann, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **17 (1949)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alexander

Zwei Episoden aus dem Roman von Klaus Mann †

Der geschenkte Sieg

Sie opferten dem Zeus, der die Landungen schirmt, dem Herakles, schließlich der Iischen Athene; dieser weihte Alexander alle seine Waffen, wofür er allerdings, in frommem, aber vorteilhaftem Tauschgeschäft, die heiligen Waffen ihres Tempelschatzes an sich nahm. Unter diesen fand sich der Schild, von dem man sagte, er sei der des Achill gewesen, den der König seinen Ahnherrn nannte.

An diesem Morgen verband enthusiastische Kameradschaft den Alexander mit seinen jungen Generalen, sowie mit seinen Soldaten, die ebenso jung waren. Alle liebten sich untereinander: sie waren alle nicht älter als fünfundzwanzig, auch das Jahr stand im Anfang, — und der Feldzug würde groß werden.

Sie balgten sich wie die Buben; wer der Stärkste war, wurde mit Blumen geschmückt. Sie spürten die Sonne selig auf ihren Leibern und mit lustigem Frösteln den Wind, der vom Meer kam.

Am lautesten jubelten sie, als mit seinen Freunden der junge König aus dem Zelte trat. Ihre Kleider hatten sie drinnen gelassen, sie waren nackt: Alexander, Kleitos und Hephaistion, Koinos, Philotas, Krateros, Perdikkas. Die Armee raste, ihre Führer waren schön und stark wie die Halbgötter.

Ihre Körper waren im Gymnasion trainiert und braun geworden. Sie bewegten sich nackt noch freier und natürlicher als im ledernen Waffenrock; sie reckten sich, lachten, plötzlich warfen sie sich aufeinander und rangen. Zwei Paare waren im Kampf, die anderen schauten zu, applaudierten, ermunterten oder schalten, wenn einer gegen die Regeln verstieß.

Sie waren nicht umsonst junge Griechen, bald nahmen sie den Agon ernst. Der schmale Kleitos, der von unwahrscheinlicher Gewandtheit war, besiegte den jähzornigen und schwarzbehaarten, bärenstarken Philotas, worüber der mit den Zähnen knirschte; sein Vater Parmenion unterm grauen Bart knirschte mit. — Krateros, der zu vornehm sich an die erlaubten Griffe hielt, wurde, übrigens nach tapferer Wehr, von Perdikkas besiegt, der es nicht so genau nahm.

Nach dem Ringen gingen sie zum Diskuswerfen über, dann zum Laufen.

Alexander und Kleitos waren die beiden Schnellsten, so sollten sie sich zu zweit noch einmal messen. Die halbe Armee nahm leidenschaftlichen Anteil.

Es schien, als würde Alexander der Sieger werden. Er lief, das sah man, mit Anspannung all seiner Kräfte, keuchend, verfinsterten Blicks und die Kiefern aufeinander gebissen. Kleitos, ganz müdelos, hielt einige Meter hinter dem König. Er überholte ihn erst kurz vor dem Ziel, Alexander merkte es, keuchte noch stärker, nahm seine letzte Energie zusammen. Keine Frage, es war zu spät, Kleitos hatte so gut wie gewonnen. Da, zwei Meter vorm Endpunkt, verlangsamte er seinen Lauf; im letzten Augenblick, die Menge schrie vor Erregung, ließ er den anderen doch noch als Ersten passieren.

Kaum die Nächststehenden hatten bemerkt, daß Kleitos den Alexander hatte siegen lassen; aus Mitleid oder Höflichkeit oder Spott; daß er selbst hätte siegen können, und zwar ohne Keuchen. Er stand schlau und fröhlich beiseite, während man den König mit feierlichem Zuruf begrüßte.

Alexander, der wußte, woran er war, dankte nur flüchtig, wobei er nicht wagte, den Kleitos noch einmal anzusehen. —

Überall wurde gerungen, gesprungen, gerannt. Viele waren ans Meer gelaufen, man hörte sie jubeln und johlen, wenn sie sich mit Wasser bespritzten. Sie umarmten sich, so überschwänglich war ihnen zumute vor Selbstvertrauen, Jugend und schönem Wetter.

Sie hatten sich, durch Politik und Zufall zusammengewürfelte Schar, noch nie so als Griechen, noch nie so begeistert als Gemeinschaft gefühlt. Der sie aber führte, der Jüngling, er war mehr als ein Mensch.

Sie sahen ihn, ihren Alexander, mit seinem Hephaistion umschlungen, lustwandeln, da fanden sie wirklich, daß es Achill mit dem Patroklos wäre. Der Körper Alexanders war heller, muskulöser und elastischer als der des Hephaistion, der bräunlich, etwas weicher und mit einer Neigung zu lieblicher Schwerfälligkeit schien. Die beiden wandten sich erstaunt, als man plötzlich ihnen zujubelte. Hephaistion lächelte dankbar, denn er hörte, daß sie ihn Patroklos nannten, dabei errötete er und sah schamhaft zur Erde. Alexander, den sie mit enthusiastischem Schrei als Achill begrüßten, dankte ihnen, indem er festlich den Arm erhob, grüßte und lachte.

Freilich bemerkte den hastig-heimlichen Seitenblick niemand, mit dem er feststellen wollte, ob Kleitos die Szene beobachtete. Aber der saß irgendwo im Versteck, spielte mit Blumen und spann lügenhafte Geschichten. —

Nachts schliefen die meisten im Freien, viele paarweis ineinander verschlungen. Sie atmeten ruhig nach dem Tage, der herrlich gewesen war.

Ebenso ruhig atmeten in ihren Zelten die jungen Führer. Sie träumten von den märchenhaften Kriegen, auf deren Schauplatz sie heute zum Spiel gerungen hatten; mancher von ihnen verbarg, mit dem Dolche, den Homer unterm Kissen. — Sie träumten aber auch von den noch größeren Kriegen, deren noch märchenhaftere Helden sie sein würden.

Als einziger ruhelos richtete Alexander sich auf, starrte erbittert ins Dunkel.

„Warum hat er mich vorgelassen? Daß er mich besiegen kann, ist schlimm genug; aber daß er es nicht einmat tut — — — — —
O Kleitos — Kleitos — —“

Die verlorene Rache

Der König trank, er wurde lauter und ermunterte die Gesellschaft, indem er selber sich gehen ließ, zu immer größerer Lustigkeit. Wie er, mit geröteter und gedunsener Miene, schon verglasten Augen, alle zu reichlicherem Trinken drängte, fast zwang, konstatierten viele, daß er an seinen Vater erinnerte.

Obwohl manche ihn unheimlich fanden, grölten alle mit ihm. Nach einer halben Stunde gab es nur noch Betrunkene oder solche, die sich so benahmen. In einem Gewühl von Schreienden, Zotenreißenden, Taumelnden, Spuckenden saßen, als die einzigen, die still geblieben waren, Hephaistion und Kleitos; der eine angstvoll, unruhig, beklommen, der andere von leiser, versonnener und entfernter Heiterkeit.

Am Ende der Tafel war einer der Literaten und gelehrten Schmeichler auf eine Idee gekommen, die man allgemein vorzüglich fand: Jeder, wurde beschlossen, sollte eine Lob- und Ruhmesrede auf Alexander halten, auf seine Taten und auf seine glorreiche Person. Wer es am besten machte, würde einen goldenen kleinen Gegenstand bekommen. Dem benommenen Alexander schien der Plan zu gefallen; unten fing schon einer an mit seinen Tiraden.

Er trug faustdick auf. Man hätte schon allzulang, meinte der Schwätzer, die Leistungen älterer Heroen gepriesen, der Herakles, Perseus und Theseus; habe doch Alexander, der Mazedone, sie samt und sonders um ein Erhebliches übertrumpft, ja, sogar die Helden Homers in den Schatten gestellt. „So hat der Enkel den Urahn überboten: Alexander wurde größer als Achill!“ Seine Schlußpointe donnerte der lügnerische Mensch mit selbstgefälligem Pathos; man klatschte Beifall. Auch Alexander klatschte, aber nur kurz.

Denn plötzlich richtete er den Blick, der nicht mehr glasig war, auf Kleitos. Mit einer Hand, die nur sehr wenig zitterte, wies er auf ihn: „Jetzt soll der mir eine Ruhmesrede halten!“ sagte er mit schwerer Zunge langsam und drohend. Alles verstummte, schaute auf Kleitos; der lächelte, als ginge ihn hier nichts an.

Der König, noch einmal, mit finsterer Hartnäckigkeit: „Jetzt soll der mir eine Ruhmesrede halten —“ Und da Kleitos immer noch lächelte, nicht einmal zu ihm hinsah — mit einer wütend geduckten Stirn, unter der die Augen schwarz brannten:

„Hier am Tisch sitzt einer, der mich verachtet und der nicht zu meinem Ruhm reden will. Der findet, ich sei rastlos, maßlos, unruhigen Herzens immer gewesen. Und essen soll ich, was im Topf geblieben ist. Das also bietet er mir an. Soll ich euch verraten warum? Ich habe ihn einmal sehr gestört, ich habe ihm einmal beinahe die Figuren verdorben, das verzeiht er mir nie. Wenn der wüßte, wie er mich gestört hat, seit ich denken kann, seit ich atmen kann — oh!“

Wie er den Kopf zurücklegte und schrie, wußte keiner, ob er den Anblick eines Jammernden oder eines Zürnenden bot. Ein verzweifelter und Unglück bringender Gott stand er, von Angst und kalter Neugier umgeben, allein wie noch nie an der Spitze seiner festlichen Tafel, mit nach hinten gesunkenem Haupt, schmerzlich klaffendem Mund, Händen, die sich ineinander verkrampften.

Indessen bedrängten Kameraden den Kleitos: er müsse sprechen, sonst passiere ein Unglück. Da Kleitos aufstand, war sein Gesicht heiter wie je, freilich noch um einen Ton blasser. Es hatte ganz den bleichen Schimmer der Perle, vor allem von der glatten Stirn ging ein Glanz aus, darunter die Augen, die so grausam wie heiter und friedlich schauten, waren von den erweiterten Pupillen beherrscht.

Er begann zu sprechen, sehr leise, aber silbrig klar und ganz deutlich. Alexander, mit gierig hingehaltenem Ohr, halbgeöffnetem Mund, lauschte mit einer Inbrunst, als gelte es, die Entscheidung seines Lebens, von der Glück und ewige Trauer abhingen, hier und jetzt, aus diesem Mund zu erfahren.

„Man sagt allgemein, du habest große Taten vollbracht“, hörte er die Stimme des Kleitos. „Ich verstehe ja davon nichts. Auch habe ich nicht darauf geachtet, ich hatte doch an anderes zu denken. In der Welt, in der ich lebe, Alexander, hast du nichts ändern können. Nicht einmal gestört hast du mich. Ich kenne dich gar nicht“, sagte er langsam und sah ihn mit einer unbarmherzigen Nachdenklichkeit an. „Wenn ich an dich dachte, empfand ich immer nur Mitleid. Hast du nicht zu meinen Füßen gelegen?“

Er kam nicht weiter, denn Alexander hatte der Wache, die hinter ihm stand, die Hellebarde aus der Faust gerissen. Er schwang sie; ehe man schreien konnte, flog sie auch schon.

Kleitos sank langsam. Keiner hatte einen Laut des Schmerzes oder Entsetzens aus seinem Munde gehört, der weiß wurde wie seine leuchtende Stirne.

*

Als Alexander drei Tage und drei Nächte im verdunkelten Zelt allein gewesen war, glaubte er, die Götter würden gnädig sein und ihm den Verstand nehmen. Er hatte Tausende von Malen das Schicksal, das er selbst sich zumutete, zu Ende gedacht, nun hoffte er, sogar seine Leidenschaft sei zu Ende. „Gebt mir Dunkelheit!“ flehte er

zu den Mächten. Aber das Licht blieb, mit ihm das Bewußtsein einer Einsamkeit, die unertragbar wurde.

Er gestattete dem Hephaistion, zu ihm zu kommen, empfing ihn sanft und gefaßt. „Töte mich!“ bat er zärtlich. Der andere stutzte, wußte nicht, was zu tun, faßte hilflos, wie damals auf dem Schiff, nach seiner Hand. „Töte mich!“ bat noch einmal Alexander. „Hier ist mein Schwert —“

Mit einer Gebärde, in der alle Müdigkeit lag, die nach diesen dreimal vierundzwanzig Stunden über ihn gekommen war, deutete er auf die Waffe, die neben ihm lag. „Tu es doch!“ forderte er sanft. Mit einem traurig entgleitenden Blick fügte er noch hinzu: „Wenn ich es selber tue, habe ich doch keinen Pfleger —.“

Da Hephaistion das bittend hingehaltene Schwert nicht nehmen wollte, wandte sich Alexander, enttäuscht wie noch nie. Nach einer langen Pause sagte er nachdenklich: „Habe ich ihn denn geliebt, Hephaistion?“ Hephaistion, den die Tränen würgten, nickte.

„Doch, geliebt habe ich ihn“, entschied wehmütig Alexander. Nun weinte auch er; wie es schien, mehr aus Müdigkeit als aus Schmerz. Er weinte, ohne das Gesicht zu verziehen, sanft und reichlich flossen die Tränen aus seinen Augen, die solche Wohltat nicht mehr gewohnt waren.

„Nimm doch das Schwert!“ bat er nochmals; aber dabei ließ er sich schon, endlich nachgebend, dem Hephaistion in die Arme sinken, die der fest um ihn schloß.

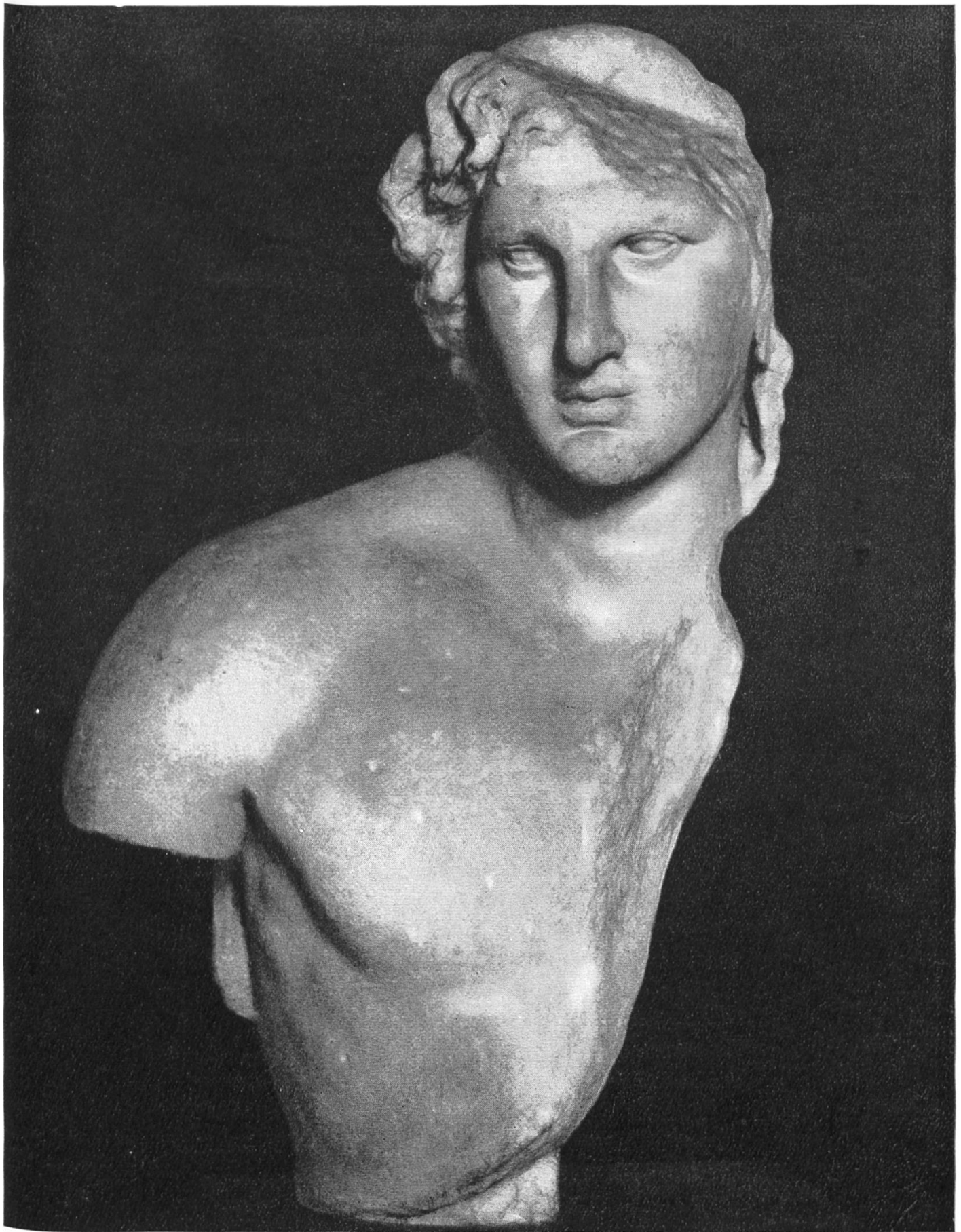
„Statt mich zu töten, küßt du mich. Du küßt mich, statt mich zu töten.“ — Hephaistion, der ihn wie ein Kind wiegte, wußte nicht, ob Alexander diese Worte aus Dankbarkeit oder als wirkliche Anklage immer wieder lallte, bis er einschlief. — — —

Das Buch erschien im S. Fischer Verlag, Berlin, 1930.

O Antlitz, das die Erde wieder gab!
O milde Brust, der kühnsten Wünsche Grab!
O Schulter, wo Hephaistion oft geruht!
O unerhörter Mund, der Küsse trank und Blut!
Wer grub Dich aus? Aus welchem Sand und Meer?
Wer hob ins Licht Dich, strahlend und so sehr
Verwundet, dass die scheue Träne quillt,
Wenn wir Dich ansehen, göttlich Menschenbild?

ROLF

(Aus dem Eindruck des nebenstehenden Torsos entstanden)



Alexander der Grosse
356-323 vor Christus